

# Pogrome und Schwarzer Tod

Wie die Schweiz im 14. Jahrhundert ein Verfolgungsschema exportierte

Von Peter Kamber

In die Form gegossen, in der sie Jahrhunderte überdauerte, wurde die Brunnenvergiftungslegende im alten Savoyen, an den Ufern des Genfersees, und zwar auf dem Gebiet der heutigen Schweiz. Im waadtländischen Schloss Chillon, am Stadtrand von Montreux, fand im September 1348 ein Prozess gegen vier Männer und eine Frau statt, der gleich in mehrfacher Weise den Boden für die Judenpogrome im Reich legte. Der Prozess verlieh «allen späteren Judenverfolgungen den rechtlichen Schein», hielt Justus Friedrich Curt Hecker schon 1832 in seinem Buch über den «Schwarzen Tod im vierzehnten Jahrhundert» fest.

Der Schweizer Staat und die Schweizer Geschichtsschreibung tun sich schwer mit dieser Erbschaft. Bekanntlich duldete die Alte Eidgenossenschaft nach den Verfolgungen im 14. Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen auf ihrem Boden keine Juden mehr. Nur gerade im lange habsburgischen Aargau, in den Gemeinden Lengnau und Eendingen, fanden sie eine dauernde Heimstatt. Selbst der Bundesstaat von 1848 stand ihnen erst auf andauernden Druck Amerikas und Frankreichs 1865 die gleichen Verfassungsrechte zu. Tun wir uns schon schwer damit, diese Tatsache anzuerkennen, um wieviel schwerer fällt es uns da, einzugestehen, dass die Alte Eidgenossenschaft – vor allem die Städte Bern, Zofingen und Solothurn – in der Mitte des 14. Jahrhunderts das in Frankreich und im Alten Savoyen entstandene Verfolgungsschema vervollständigten und aktiv im ganzen Deutschen Reich verbreiteten. Dennoch gilt es dies bei der Debatte über die geplante Schweizerische Solidaritäts-Stiftung im Hinterkopf zu behalten, damit wir als Land nicht mit leichtfertigkeit in die Welt gesetzt werden. «Erpressungs»-Legenden plötzlich in den alteidgenössischen Verfolgungswahn zurückfallen.

## Die grosse Pest des 14. Jahrhunderts

Es sei «jede Wunde unheilbar, die der Tod geschlagen hat», schrieb der italienische Dichter und Humanist Francesco Petrarca 1350, rund zwei Jahre nach dem Ausbruch der grossen Pest, bekümmert in einem Brief an seinen Bruder. Ungefähr einem Drittel der Bevölkerung Europas hatte die Seuche das Leben geraubt. Die Erfahrung, dass «überhaupt keine Regel für den Tod besteht», wie Petrarca es ausdrückte, wurde für weit mehr als eine ganze Generation prägend. Denn die Pest blieb in Europa heimisch und suchte die Menschen in immer neuen Wellen heim. Wie die amerikanische Kulturhistorikerin Barbara Tuchmann schreibt, erfolgte im 14. Jahrhundert bei Petrarca und dessen Freund Giovanni Boccaccio, der sein grosses Erzählwerk «Dekameron» vor den Hintergrund des Grossen Sterbens stellt, zeitgleich mit der Pest auch eine «Wendung zum individuellen Bewusstsein». In ihrem Buch «Der ferne Spiegel. Das dramatische 14.

Antisemitismus sei ein eingefleischtes Laster der Deutschen und Russen; Eidgenossen aber seien davon kaum infiziert – so die Meinung vieler Schweizer, jedenfalls bis vor kurzem. – Wie gross der Judenhass in der Alten Eidgenossenschaft war, zeigt der Beitrag des Historikers Peter Kamber. Im 14. Jh. während der grossen Pest trug die Schweiz massgeblich zur Verbreitung der Brunnenvergiftungslegende bei.

Jahrhundert» meint Barbara Tuchmann: «Insofern mag der Schwarze Tod der unerkannte Geburtshelfer des modernen Menschen gewesen sein.» Welch eine finstere Fügung, dass die grosse Pest sowohl Szenerie für die Entstehung des Humanismus wie Kulisse für Schauprozesse und Massaker wurde – und so für zwei Kontinuitätslinien zwischen Mittelalter und Moderne sorgte, welche

Als im Heer der Tartaren die Pest ausbrach, hätten diese, «ohne Hoffnung auf Rettung ihrem Tod entgegensehend», befohlen, «die Leichen auf Wurfmaschinen zu laden und in die Stadt Kaffa hineinzuschleudern». Auf einem Schiff flüchtende Kaufleute verschleppten die Krankheit nach Italien. «In jeder Stadt, jedem Ort und jedem Land vergifteten sich die Menschen beiderlei Geschlechts

durch menschliches Handeln verursacht, sondern ein Verhängnis Gottes oder eine Folge des Stands der Sterne. Schon ein Jahrhundert zuvor hatte Papst Innozenz IV. als Reaktion auf Massaker an Juden deutlich Stellung bezogen. Pogrome hatte es in ganz Europa nicht nur während der Kreuzzüge, sondern auf lokaler und regionaler Ebene auch sonst immer wieder gegeben, meist auf-



In Basel gefundene jüdische Grabsteine. Dritter Stein von links und dann weiter nach rechts: für Rabbi Jakob 1330, für Rabbi Baruch 1313, für die Tochter des Samuel 1252, für Schelomo 1235. Foto Historisches Museum Basel

Schrecken und Hoffnung des Menschengeschlechts geradezu modellhaft verkörpern.

## Massentod

Die Pest, die von Asien herkommend sich von einer regional begrenzten Seuche zu einer kontinentale übergreifenden Epidemie entwickelte, erreichte 1347/48 Europa, wo sie seit mehr als einem halben Jahrtausend nicht mehr aufgetreten war.

In jener Zeit bildete der Glaube an eine Vergiftung der Luft die geläufigste Pesterklärung. Diese Theorie, die sogenannte Miasma-Lehre, war seit der Antike im Umlauf. Ihr zufolge waren giftige Ausdünstungen, die der Wind selbst in die entlegensten Gegenden trüge, Ursache für das massenhafte Sterben.

Ein im Auftrag des französischen Königs erstelltes Pestgutachten der Medizinischen Fakultät der Universität Paris vom Oktober 1348 erneuerte nicht zuletzt auch auf astrologischer Basis diesen Glauben an die «Verderbnis der Luft» als Grund für die Pest: «Der warme und feuchte Jupiter», verkündeten die Gelehrten, lasse «üble Dämpfe von der Erde aufsteigen». Die Konjunktion der Planeten Saturn, Jupiter und Mars im Zeichen des Wassermanns, wie sie 1345 herrschte, sowie die ungunstigen Dämpfe, welche wegen Erdbeben aus der Tiefe des Bodens aufgestiegen seien, wurden als Hauptursachen des grossen Sterbens angeführt.

Den Beginn des grossen Sterbens und den dramatischen Weg, den die Pest von der Krim-Halbinsel am Schwarzen Meer nach Norditalien nahm, beschrieb der aus Piacenza stammende Gabriel de Mussis in einer spektakulären Chronik: Danach hätten die Tataren, um eine von Christen an ihnen begangene Schandtat zu rächen, die am Schwarzen Meer liegende Stadt Kaffa belagert, in der sich zu dieser Zeit zahlreiche italienische Kaufleute befanden.

an der ansteckenden Seuche (...). Und sobald auch nur einer begann, krank zu werden, tötete er mit dem Gift im Niedersinken und Sterben alle übrigen Hausbewohner. (...) Weh uns, die wir die Pfeile des Todes trugen! Wir waren dazu gezwungen, während sie uns in Umarmungen und Küssen umfingen hielten, mit jedem ausgesprochenen Wort Gift aus unserem Mund zu verströmen.»

## Brunnenvergiftungslegende

Es ist schwer zu fassen, dass vor diesem Hintergrund in Westeuropa überhaupt der Verdacht aufkommen konnte, die Pest sei das Werk angeblicher Brunnenvergifter. Diese mörderische Verleumdung tauchte denn auch zuerst nicht etwa in Italien auf, wo die Pest nach heutigem Wissen in Sizilien Anfang Oktober 1347 und in Genua und Venedig drei Monate später, Ende Dezember, eingeschleppt wurde. Zu offensichtlich war in diesen Hafenstädten die wirkliche Herkunft der Seuche. Manche der Pestschiffe wurden denn auch von den Einwohnern «mit brennenden Pfeilen und anderen Geschossen» empfangen, «um sie aus dem Hafen zu vertreiben», wie eine andere Chronik erzählt. Nein, die ersten Gerüchte über vermeintliche jüdische Pestversucher kamen nicht in Italien auf, sondern entstanden zuerst in Frankreich und in dem damals noch savoyischen Chillon am Genfersee. In der Mittelmeerstadt Marseille war die Pest schon im November 1347 ausgebrochen. In einem Monat raffte sie da und im Umland 57 000 Menschen dahin. Ebenso heftig wütete die Seuche in der Papststadt Avignon. Mit Feuern in den Strassen wurde versucht, die für verdorben gehaltene Luft zu reinigen. Papst Clemens VI. trat in zwei Bullen – Papsturkunden – vehement gegen das einsetzende Morden an den Juden auf, denen plötzlich die Schuld am allgemeinen Sterben gegeben wurde. Die Pest, erklärte der Papst, sei nicht

grund von abstrusen Gerüchten – aus fürchterlicher Unkenntnis der jüdischen Religionslehren.

Die Verleumdungen, welche die Juden 1348 zuerst in Südfrankreich, dann in Spanien und schliesslich rund um den Genfersee in einen Zusammenhang mit der Verbreitung der Pest brachten, waren genau besehen zunächst nur eine Art Neuaufgabe von Vorwürfen, die 1321 ebenfalls in Frankreich anlässlich eines Massenmordes an Lepra-Kranken gegen sie vorgebracht worden waren. Diese wahnhaften Vergiftungsängste gelsterten noch immer in den Köpfen der Menschen herum, als 1347/48 die Pest ausbrach. Zunächst hatte dieser Verdacht sehr wenig für sich. Das erste Pogrom gegen die Juden fand in Toulon statt und griff auf andere Ortschaften in der Provence über. Wie der italienische Historiker Carlo Ginzburg in seinem Buch «Hexensabbath» (Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1990) erwähnt, artete auch in Barcelona «ein banaler Streit um die Bestattung eines Pestopfers in ein Massaker an den Juden aus (...). Ähnliche Vorfälle ereigneten sich in den folgenden Monaten in weiteren Städten Kataloniens.» Bettler sahen sich ebenfalls plötzlich angeklagt.

Auch in Avignon grassierte die These eines Bettlerkomplotts. Von Juden war, wie Ginzburg erzählt, erst Anfang Juli 1348 in der Dauphiné wieder die Rede. Unweit von Grenoble wurde gegen sieben Männer und eine Frau ermittelt, die öffentlich diffamiert wurden, giftige Pulver in Quellen, Brunnen und Speisen gestreut zu haben. «Eine Abschrift der Prozessakten wurde im Auftrag von Amadeus VI. von Savoyen [durch einen] Notar zum Preis eines Goldflorins erworben, nachdem eine Volksmenge in Chambéry über die Juden hergefallen war, um sie zu massakrieren.» Daraufhin wurde in Savoyen am 10. August 1348 ein «Commissarius» eingesetzt, der wörtlich den Auftrag erhielt, «gegen die Juden in der Grafschaft Savoyen Beweismittel zu

sammeln (...) und ein vollständiges Gerichtsverfahren in der Angelegenheit durchzuführen, das diesen Juden in Gerüchten zur Last gelegt wird, Brunnen, Gewässer und verschiedenes anderes mehr vergiftet zu haben».

## Pesterreger

Befehl der Pesterreger über Tröpfcheninfektion von Mensch zu Mensch die Lunge und entwickelte sich eine sogenannte Lungenpest, starben die Erkrankten fast ohne Ausnahme in ein bis drei Tagen. Im Fall der Beulenpest, bei welcher die Ansteckung über Rattenflöhe erfolgte, die von den verstorbenen Nagern auf den menschlichen Körper – als Notwirt – übersprangen, gab es eine gewisse Überlebenschance: Innerhalb drei bis fünf Tagen verstarben «nur» 20 bis 75 Prozent der Erkrankten (Frank Hatje, Leben und Sterben im Zeitalter der Pest, Basel 1992). Die Flohbisse, durch welche das Bakterium «Yersinia pestis» übertragen wird, hinterlässt auf der menschlichen Haut die typischen schwarzen Pusteln. Währenddessen schwellen die Lymphknoten der Leiste oder unter den Achseln zu Pestbeulen an.

Der Ansteckungsweg über Ratten und Flöhe entzog sich bis Ende des 19. Jahrhunderts der Kenntnis der Menschen. Der Pesterreger wurde erst 1894 von Alexandre Yersin anlässlich der Pest in Hongkong genau beschrieben. Den Umgang mit dem Mikroskop und das mikrobiologische Wissen hatte der Westschweizer und Wahlfranzose Yersin, der sich später für immer in Vietnam niederliess, in Paris bei Louis Pasteur und in Berlin bei Robert Koch erworben.

## Folter in Chillon

Den Menschen im Mittelalter war indessen schon klar gewesen, dass die Übertragung der Krankheit, die ihre Opfer unterschiedslos erfasste, über ein Agens oder Medium grösster Allgemeinheit erfolgen musste, dem sie alle täglich ausgesetzt waren: wie etwa der Luft – und dem generellen Einfluss der Sterne. Anders hätte sich nicht erklären lassen, wie diese Seuche derart schnell so viele Menschen töten konnte. Aber ein solches von den Menschen gemeinschaftlich geteiltes Element, mit dem täglich alle in Berührung kamen, war eben auch das Wasser – und dies verleitete die Leute zum Irrglauben, Brunnenvergifter seien am Werk!

Wohl ganz entscheidend mit zu den Bedingungen der Verbreitung dieser Verschwörungstheorie gehörte, dass in Savoyen diese Gerüchte der Ankunft der Pest selbst deutlich vorangingen. Den Leuten, die das Greuelmärchen weitererzählten, fehlte noch jede direkte Erfahrung der Pest. Robert Hoeniger hat in seinem 1882 erschienenen Buch «Der Schwarze Tod in Deutschland» diesen Zusammenhang als erster beleuchtet, nachdem vorher über Jahrhunderte hinweg der Eindruck vermittelt worden war, die grossen Verfolgungen seien zeitgleich mit dem Grossen Sterben erfolgt.

«Verschwörungstheorien gedeihen besser auf dem Boden der Imagination», schreibt Carlo Ginzburg. Auch der Historiker Frantisek Graus, der das Vorausseilen der Gerüchte – Monate vor dem Eintreffen der Seuche – für die Zeit von 1348 bis 1350 im Detail belegt, unterstrich in seinem Buch «Pest – Geissler – Judensterben»: «...und im Reich kam 1348 die Fabel in einer Zeit auf, als man die Pest erst vom Hörensagen kannte. Als man im Reich das Wüten der Pest mit eigenen Augen beobachten konnte, stellte man empirisch schnell fest, dass die Pest ansteckend war und dass Juden zumindest genau so stark von der Seuche betroffen waren wie ihre christlichen Mitbürger.»

Vom Prozess in Chillon gegen die Juden ist – neben verschiedenen Erwähnungen in Briefen – einzig eine lateinische Prozessabschrift erhalten, welche der Stadt Strassburg aus Lausanne zugesandt worden war. Jakob Twinger von Königshoven hat sie 1698 in seiner «Elsässer und Strassburger Chronik» abgedruckt und mit einer deutschen Übersetzung versehen. Der erste Mann, der im Schloss Chillon «ein wenig zur Folter gebracht» wurde und «nach langer Zeit», wie das Protokoll ebenfalls festhält, ein sogenanntes Ge-

ständnis ablegte, war der jüdische Wundarzt Balavignus aus Thonon, einem Städtchen des heute französischen Südufers des Genfersees. Die Juden hatten dank ihrer schriftlichen Kultur und dem engen Kontakt mit den arabischen Zentren des Wissens die Medizin seit der Spätantike auf einem hohen Niveau behalten. Auch als Praktiker waren jüdische Ärzte sehr gesucht. Balavignus nun wurde in die Schuhe geschoben, von einem Meister Jakob, der aus dem maurischen Toledo nach Chambéry gekommen sei, in einem ledernen Beutel Gift erhalten zu haben. Überbracht worden sei es von einem jüdischen Knaben, zusammen mit einem Brief. Darin sei ihm «geboden» worden, «dass er bey Straff des Banns und Gehorsams ihres Gesetzes denselben Gifft in den grössern und gemeinern Brunnen seiner Stadt legen, als dessen er sich gebrauch, die Leuthe zu vergifften, die sich des Wassers daselbst erholten, und dass er solches keinem Menschen [an]vertrauen sol[lt]te». Das Ganze «uff Anordnung der jüdischen Rabbinen oder Meister ihres Gesetz». Weiter soll Balavignus angeblich geständig gewesen sein, «dass er besagte Quantität Gifft oder Pulvers in einen Brunnen des Ufers bey Thonon an einem Abend unter einen Stein heimlich gelegt habe». Der erwähnte Bote habe noch viele andere Schreiben auf sich getragen, hiess es vieldeutig. Sämtliche vorgelieblichen Mitschuldigen wurden ihrerseits auf die Folter gespannt. Die Farbe des fraglichen Pulvers, das wenn nicht in Beuteln, dann in Leinen oder Papier gefaltet seinen Weg in die Brunnen gefunden haben soll, variierte in den Geständnissen zwischen «roth und schwarz», «grün und schwarz», «schwarz» und «weiss». Diese Unstimmigkeit schien die Richter nicht weiter zu bekümmern. Auch nicht die Tatsache, dass das Brunnenvergiftungs-Szenario nicht die für die Pest so typische gegenseitige Ansteckung der Menschen erklärt.

Alles deutet darauf hin, dass Balavignus seine Folterer verzweifelt vom ganz anderen Charakter der Pest zu überzeugen versucht hatte. Seine Erfolglosigkeit zeigt sich in einer Geständnispassage, die nicht anders interpretiert werden kann, als dass ihm seine Worte im Mund herumgedreht und gegen ihn selber verwendet wurden:

«Dieser Balavigny sagt auch, weil er ein Wundarzt ist, wenn einer von solchem Gifft angesteckt wird, und ein ander ihn anrühret in solcher seiner Schwachheit wenn er schwitzet, dass er von solchem Anrühren gar leicht angesteckt wird, auch von dem Anhauchen eines angesteckten, und das glaube er wahr zu seyn, weil er's von erfahrenen Medicis gehört, und sey er gewiss, dass sich andere Juden davon nicht entschuldigen können, als die sich dessen wohl bewus[s]t und an vorbesagten Dingen schuldig.»

Das Protokoll, das keine wörtlichen Fragen und Antworten enthält, sondern eine durchredigierte Zusammenfassung der erfolgten Satzfragmente, wurde stilistisch auf grösstmöglichen Effekt konzipiert. Der enggesteckte Handlungsrahmen des Genferseegebiets weitete sich bereits während des Anschlussprozesses im ebenfalls savoyischen Châtel-Saint-Denis (heute Kanton Freiburg) vom Oktober 1348 gegen fünf andere Juden gewaltig aus, heisst es doch in demselben nach Strassburg versandten Protokoll, der Angeklagte Gimetus, der offenbar ein Seidenhändler war und weit herum kam, habe persönlich das Gift in «dünnen und geneheten ledern Säcklein (...) einzeln und vertheilt in die Brunnen, Wasserkasten und Quellen in den Venetianischen Orten» gelegt, weiter sei «er in Person in Calabrien und Apulien gegangen und daselbst in viel Brunnen besagtes Gifft geworfen. (...) Gestehet ferner, dass er von solchem Gifft gelegt hätte in den gemeinern Brunnen der Stadt Toulous[e].»

Ein weiterer Angeklagter, «Iconetus», hatte angeblich den Auftrag: «Du gehst (...) und lege in die Brun[n]en der besten Städte von dem Gifft, die Leuthe des Landes zu vergifften, die des Wassers brauchen, (...) heimlich und verborgen.» Ebenso grosse Mühe gaben sich die – wie sie schlechterdings genannt werden müssen – richterlichen Autoren des Prozesses mit der Konstruktion der jüdischen Kollektivschuld, welche die implizite

Rechtfertigung für die Pogrome gegen alle Juden liefern sollte: «Mamson der Jud» habe erklärt, «dass sich niemand der Juden wegen dieses Handels entschuldigen könne, sintemahl alle miteinander durchgehends davon Wissenschaft tragen und daran schuldig seyn.» Aequetus schliesslich, der Sohn der ebenfalls gefolterten Jüdin Belieta, bekannte in der typischen Manier der erpressten Selbstbezeichnung, wie sie sich in allen Schauprozessen der Geschichte wiederfindet: «Bey seiner Seelen, dass die Juden den Tod wol verdient, und dass er nicht begehrt davon zu kommen, sondern sterben, denn er den Tod wol verdient.» Am Gespenstischsten war, dass dies redigierte Protokoll in Abschriften

«Wellent ir aber disu vorgeschriben ding nut gelouben, so sendent uns einen, zwene oder drue, dien ir wol geloubent und getruwent; wir lassen si die figt gesehen und versuochen, als wir si versuocht hant vor mangem biderman.» Damals weilten auch bereits Strassburger Boten in Zofingen, die Zeugen wurden, wie drei Juden gerädert und eine Jüdin auf eine nicht überlieferte andere Weise hingegerichtet wurden. Der Journalist Klaus Plaar entwirrt als einer der ersten diese Spuren und verfasste 1993 eine vom Verlag Zofinger Tagblatt veröffentlichte – noch immer bestellbare – eindrückliche Schrift mit dem Titel «Gereinigt ist die Stadt, geläutert durch die Flamme?».



Die Kirche steht triumphierend auf der mit Blindheit geschlagenen Synagoge. Homiliar des Beda von Verdun, 12. Jh. Foto Baugeschichtl. Archiv Zürich

auf raschestem Wege von einer Stadt zur anderen wanderte. Die Brandschrift trug den Titel: «Bekantnis der Juden (...) über der Vergiftung (...) so wol der Brunnen und Quellen als anderer Orten auch Speisen und anders, die gantze Christenheit zu sterben und auszurotten.»

#### Lausanne-Bern-Strassburg-Köln

Die jüdischen Gemeinden rund um den Genfersee fielen wie Domino-Steine, und die Brandspur der Pogrome wies rasch auch nordwärts. Die Stadt Bern mit ihrer Scharnierfunktion zwischen der französischen und deutschsprachigen Welt erhielt auf ihr Ersuchen eine Kopie aus Lausanne. Die Berner benachrichtigten daraufhin Strassburg, das sich seinerseits an Lausanne wandte und auf diesem Wege die erwähnte Abschrift erhielt.

In Bern waren unterdessen die Juden ebenfalls geständig gemacht worden. Sie wurden im November 1348 verbrannt. Die Aussagen der Gefolterten reichte der Berner Rat den Städten Solothurn, Strassburg, Freiburg im Breisgau und Basel weiter. Die Stadt Zofingen behauptete darauf, im Haus eines verhafteten Juden namens «Tröstli» einen Giffund gemacht zu haben. Der Chronist Heinrich von Diessenhofen berichtet, es sei «mittels einer Probe fest[gestellt] worden, «dass es Gift war».

Glied um Glied schien sich unter der eisernen Härte der Scharfrichter die Beweiskette zu bilden. Einer der Angeklagten, vermutlich eben dieser «Tröstli», wurde «gebunden» nach Bern geschickt, wahrscheinlich, um da sein Geständnis zu wiederholen. Die Nachricht über das angebliche Zofinger Gift, das sogar an Hunden, Schweinen und Hühnern ausprobiert worden war, machte schnell die Runde. Aber der Anfrage des Strassburger Rats, ein wenig von dem Gift zur Prüfung zugesandt zu erhalten, beschied Zofingen am 23. Dezember 1348 eine Absage. Eingeräumt wurde lediglich:

was Unabänderliches anhaftet. Es fehlt uns das Mass für die Vermeidbarkeit dessen, was sich ereignet, und für das Unwägbar, das erst den Ausschlag gibt, dass etwas eintritt. Der Geschichte stehen viele Tore offen, und nicht überall, wo sie heringebeten wird, leistet sie der Einladung Folge.

Einem weiteren Brief der Kölner an die Strassburger ist zu entnehmen, dass sie das Grosse Sterben in den Gegenden, die von der Pest erfasst worden waren, als «nit anders (...) danne Gotz plage» ansahen und die Rede von der Brunnenvergiftung für eine Mär hielten und die Juden für «solicher Getate unschuldig».

Die Kölner warnten auch, es nicht zu Volksaufläufen kommen zu lassen, weil durch solche in etlichen Städten schon viele Leute umgekommen seien. Diese Furcht wurde Ende 1348 von den Regierenden Strassburgs geteilt. Auch sie hielten die aus Lausanne, Bern, Zofingen und Solothurn beigebrachten Beweise für nicht schlüssig und waren in keiner Weise bereit, sich Massnahmen gegen die Juden einreden zu lassen.

Da die angeblichen Erkenntnisse aus dem formal noch zum Reich gehörenden Gebiet der heutigen Schweiz aber in Strassburg aus den Ratstuben in die Bevölkerung durchsickerten und auch über den in Benfeld residierenden Bischof von Strassburg und die elsässischen Adeligen auf verschlungenen Wegen von aussen in die Zünfte hineingetragen wurden, geriet die städtische Führungsspitze politisch doch zunehmend unter Druck. Noch aber wirkte Strassburg wie ein Damm und schien ein massives Übergreifen der Pogrome auf das eigentliche Reichsgebiet verhindern zu können, obwohl es bereits im November 1348 in Stuttgart, Kaufbeuren, Memmingen und Augsburg zu Massakern an den Juden gekommen war und die Verfolgungen sich im Dezember in Nördlingen, Lindau, Reutlingen und einigen anderen Orten fortsetzten. Gefangen gesetzt wurden die Juden im Januar 1349 auch in Freiburg im Br. und in Konstanz.

#### Wilde Gerüchte

Denn die Gerüchte schwirrten mittlerweile völlig unkontrolliert herum. Das Mittelalter war ein Medienzeitalter besonderer Prägung. Die Städte waren untereinander durch ein Netz rasender Boten verbunden, und über diese Informationskanäle verbreiteten sich zur Meinungsbildung und Beeinflussung neben Gerüchten beinahe in Echtzeit auch die zu ihrer Erhärtung gedachten geheimen Folter-Protokolle.

Der entscheidende Rückschlag für die Strassburger Politik, die Juden der Stadt vor Übergriffen und ungerechtfertigten Anklagen zu schützen, erfolgte durch das Pogrom in der eng mit Strassburg verbündeten Stadt Basel. Denn, wie der Chronist Matthias von Neuenburg berichtet, waren, wie er sich ausdrückt, «die Vornehmeren» der drei Städte Strassburg, Freiburg und Basel, «welchen darum zu thun war, die Juden zu gehalten, wiederholt zusammen[gekommen], allein sie fürchteten das Geschrei des Volkes».

Hinzu kam der immer virulenter werdende Einfluss der Landadeligen im Elsass und des Strassburger Bischofs, welche, wie der Historiker Frantisek Graus festhält, «bei den Strassburger Juden tief verschuldet und deshalb an einer Liquidierung ihrer Gläubiger interessiert waren». Sie drängten auf eine Konferenz über die Juden, welche als sogenannter «Tag von Benfeld» in die Geschichte eingehen sollte.

Die Ereignisse in Basel, wenige Tage vor dieser Zusammenkunft, wirkten als Fanal. Nachdem, wie Matthias von Neuenburg in seiner Chronik weiterschreibt, in Basel «sogar einige Edle (...) wegen eines den Juden zugefügten Unrechtes auf längere Zeit verbannt wurden, sieh da eilte das Volk mit seinen Bannern vor das Rathhaus. Darüber erschrakten die Rathsherren, und der Bürgermeister fragte: «Was sie wollten?», worauf diese antworteten: «Sie würden nicht abziehen, ehe die Verbannten zurückgekehrt wären»; deshalb wurde sofort nach denselben geschickt, weil sich die Rathsherren nicht heraustrauten, ehe sie zurück waren. Darauf sagte das Volk noch: «Es wollte die Juden nicht länger in der

Stadt dulden» (...). Auf dieses Geschrei hin wurden am Freitag nach Hilarius (16./17. Januar) im Jahre des Herrn 1349 alle Baseler Juden auf einer Rheininsel in einem für sie errichteten Häuschen ohne Urtheil verbrannt und am darauf folgenden Freitage die Freiburger, wobei man aber zwölf der reichereren noch aufbewahrte, um durch sie ihre Schuldner in die Enge zu treiben.»

Auch in anderen Städten lässt sich zeigen, wie Stadttadelige als Sprecher der Zünfte wirkten und sich dieselben zunutze machten. In Zürich und in Schaffhausen wurden die Juden am 21. Februar 1349 ermordet.

Der «Tag von Benfeld» Ende Januar 1349 beweist am deutlichsten, dass es nicht zulässig ist, die Pogrome einfach der sogenannten Wut des Pöbels zuzuschreiben. Mit der einzigen Ausnahme Strassburgs beschlossen an dieser Versammlung, die als eine Wannsee-Konferenz des Mittelalters angesehen werden kann, alle Teilnehmer die Vernichtung der Juden.

«Es handelte sich beim Morden nicht um vereinzelte, von der Pest ausgelöste Einzelaktionen, hervorgerufen durch eine Massenhysterie», vermerkt Frantisek Graus, sondern Benfeld war der Ort, «wo die Macht-haber selbst «grünes Licht» zum Morden gaben». Der Historiker Reinhard Schneider, der alle vorhandenen Quellen zu diesem Beschluss zusammengetragen hat (Gedenkschrift Frantisek Graus, 1992), kommt seinerseits zur Einschätzung:

«Beschlossen hatte man die Vernichtung – man hatte sie dann auch realisiert. (...) Vor den grossen Judenverfolgungen durch den Nationalsozialismus dürfte es ganz selten Zeugnisse für eine gezielte Vernichtungsabsprache geben, die einen politisch-geographischen Raum [dieser] Grössenordnung betraf.»

Nach einem unter Gewaltandrohung von der Strasse erzwungenen Umsturz brachen am 14. Februar 1349 auch in Strassburg die Barrieren, und das lange geplante Vernichtungswerk nahm seinen Lauf.

In Köln, wo sich der Rat doch so sehr vorgenommen hatte, «wir wellent sie schirmen also sie unser vorvorn beschirmt und behuetet hant getruwelich», fand, nachdem längere Zeit alles auf der Kippe gestanden hatte, die sogenannte «Juden-schlacht» in der Nacht vom 23. zum 24. August 1349 statt: Eine Volksmenge erstürmte das Judenviertel, «erschlug seine Bewohner und plünderte die Wohnstätten».

#### Die Pest – nach den Massakern

Dann erst, nach diesen Massakern, brach von verschiedenen Seiten her im Reich die wirkliche Pest – der Schwarze Tod – aus, nachdem die Pest in den Köpfen, die unsinnigen Greuel durch Menschenhand, schon so viele Opfer gefordert hatte. Zwischendurch hatten die Geissler in Zügen durch halb Europa noch erfolglos versucht, mit ihren öffentlichen Bussübungen den Himmel zu besänftigen, zuerst unter grosser Anteilnahme und Rührung der Bevölkerung, dann, wegen des Effekts der Gewöhnung, mit wachsender Missbilligung oder Gleichgültigkeit.

An Pogrome und an die Pest erinnert fast nichts mehr. Die Lücken, die sie damals schlugen, sind als solche in den Stadtbildern nicht mehr zu erkennen. In Zürich kamen kürzlich in einem mittelalterlichen Haus hinter dem Putz weltliche Wandmalereien des 14. Jahrhunderts mit hebräischen Legenden zum Vorschein. Ein Bild stellt den deutsch-jüdischen Minnesänger Süskind von Trimberg dar. Die Besitzerin des Hauses hatte vor dem Pogrom, wie es scheint, auf ganz selbstverständliche Weise an der städtischen Kultur ihrer Zeit teilgehabt. Das Gedächtnis braucht solche Spuren. Um den Nicht-Raum des Unerinnerten zu füllen, sozusagen.

Der Philosoph Walter Benjamin meinte einmal, «dass das Gedächtnis nicht ein Instrument zu Erkundung der Vergangenheit ist, sondern deren Schauplatz». In ihrem Buch «Entstellte Ähnlichkeit» über Benjamin ist die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel kürzlich diesen Zusammenhängen nachgegangen. Arthur Danto meinte, dass wir von der Vergangenheit nur das erfassen, «was sie mit der Gegenwart gemeinsam hat». Das kann sehr viel sein, leider. Viel zu viel, manchmal.